

Zeitschrift: Scholion : Bulletin
Herausgeber: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band: 14-15 (2023)

Vorwort: Vorwort: "Wie baut man eine Bibliothek?"
Autor: Oechslin, Werner

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RAYMOND ROUSSEL

Comment j'ai écrit
certains de mes livres



PARIS

LIBRAIRIE ALPHONSE LEMERRE

23-33, PASSAGE CHOISEUL, 23-33

M DCCCXXXV

Abb. 1: Raymond Roussel, *Comment j'ai écrit certains de mes livres*, Paris: Alphonse Lemerre, 1935, Umschlag

VORWORT: "WIE BAUT MAN EINE BIBLIOTHEK?"

"Wie baut man eine Bibliothek?" Es war bei Führungen durch die Bibliothek stets die mit Vorliebe gestellte Frage! "Wie macht man das?" Die Antwort, der direkte Verweis auf das 'Machen', führte schnell zu Raymond Roussels *Comment j'ai écrit certains de mes livres*, zu dessen "procédés" und zur passenden Erklärung, die schon Kant gab: "man solle schlechthin auf gewisse Weise verfahren [...]." Man tut es einfach!

Nichts ist entscheidender als dass man es tut. Diese Einsicht und Erfahrung ist alt, sehr alt; sie führt so auch zurück auf die Diskussion des "intellectus agens" bei Albertus Magnus; wir sind stets in Bewegung, auch mit dem Kopf! Denn natürlich meint das Tun nicht nur die materielle Ausführung einer Sache, sie ist im Intellekt angelegt und führt von der Vorstellung zur Intention, zur Vorbereitung und Überführung ins Machen. Die Möglichkeit, die von Nikolaus von Kues besonders herausgestellte "possibilitas" und die "potentia" sind Ansporn. Darin liegt der Garant, dass dies zu etwas führt, was bei Albertus unter 'Form' zusammengefasst wird: "agens enim facit formas et cum facit eas per suas intentiones." Am Ende dieses Vorgangs stehen da also 'Formen'.

Der Verweis auf das Verfahren löst dann gleichwohl noch eine weitere, uns ebenso häufig gestellte, ebenso naive wie irritierende Frage aus: "Hatten Sie ein Konzept?" Darauf kann man nur mit K. O. Müller antworten:

"Wissenschaftliche Thätigkeit ist da, ehe man die Grundsätze derselben sich zum Bewusstsein gebracht hat; erst wenn man sein Verfahren durch die Probe befriedigend gefunden hat, entwickelt man sich selbst die Regeln, nach denen man schon vorher verfahren hat."

Natürlich gehen jedem Handeln meist irgendwelche Vorstellungen voraus. Doch anzunehmen, dass sich dies in einem festgefügtten 'Konzept' verdichten müsste, von dem man dann – wie von einer Regel oder von einer Gebrauchsanweisung – alles ableiten könne oder müsse, ist im Fall einer Bibliothek doch ziemlich abwegig und absurd. Derlei planbare Abfolgen, das Denken und Handeln voneinander getrennt und in eine mit Kausalität verzierte 'consecutio temporum' gestülpt, passen nicht zu einer Struktur, die durch und durch dynamisch und durchwoben ist. Alles geht im blitzschnellen Hin und Her durcheinander; dies bestimmt den Gang, einen Weg voller

Ab- und Umwege, auf dem man sich umso mehr um Orientierung bemühen muss. Man ist mitten drin, unterwegs "nel mezzo del camin"! Und es gibt keinen absolut gesetzten Anfang, weil da immer etwas war und ist, was zu bedenken sich lohnt: "ex praeexistentia fit cognitione", wie es Aristoteles im ersten Satz der *Zweiten Analytik* (71 a) sagt.

Das Janusgesicht der Geschichte, der doppelte Blick nach vorn und zurück! Es gilt in ganz besonderer Weise für die Bibliothek, die ja der Geschichte besonders nahe ist. Denn sie steht in der Verantwortung, das Gedachte und Geschriebene aus vergangener Zeit zu erinnern, zu bewahren und zu vermitteln und dem Blick nach vorn und den stetig sich verändernden Bedürfnissen zuzuordnen.

I.

"WIE GEWÜRME" (I. KANT)

IDEE UND SCHEMA, DIE GLIEDER UND DAS GANZE

Bevor man sich dem Gegenstand nähert, ist alles schon da in einem Zustand zwischen Ordnung und Unordnung, Erfahrung und Prinzip. Eine Bibliothek 'entsteht', oft über sehr lange Zeiträume. Vorerst gedacht und erträumt und bald konkret vorgestellt. Damit es dazu kommt und dies auch wirklich geschieht, bedarf es eines klaren Bekenntnisses zur Absicht und zum Tun. Ein Willensakt! Und schon ist man inmitten jenes 'Verfahrens' angelangt, von dem alles abhängt und das alles bestimmt. Bevor man sich dem Gegenstand wirklich genähert hat, ist alles in Bewegung.

Zum Glück legt uns die Erfahrung zahlreicher Führungen durch unsere Räume nahe, dass die Bewegung und die Lebendigkeit einer – offenen – Bibliothek vom Besucher sehr schnell erfasst und gut aufgenommen wird. Es ist erfahrbar und spürbar! Und es gab sie immer, die vielen (begeisterten) Besucher, die sich in Anbetracht der physisch gegenwärtigen Bibliothek innerlich bewegt zeigten; einige fassten es in Worte, und das Wörtchen Demut kam – in Anbetracht des geballten Wissens, das sich da ganz im Sinne der "ostentatio eruditionis" vordrängt – mehrfach über die Lippen. Claude Clément reiht diese Geste nach der "utilitas publica" ganz zuvorderst, an zweiter Stelle, in die Liste bibliothekarischer Zielsetzungen ein.³

Nein, hier wird nicht ein abstraktes Konzept zum Dogma erhoben und vordemonstriert. Im Gegenteil, alles öffnet sich und bietet sich stets als Ganzes an. Es stellen sich noch mehr Fragen, als es Antworten gibt; und doch

gibt es immer ein Angebot zur Lösungsfindung, wenn man nicht gar auf den Weg geführt wird. Der Weg ist die ständige Suche. Und die Bewegung demonstriert den Widerwillen gegen Voreingenommenheit und 'Dogma'. Doch, zu sehr wird unser Denken heutzutage von Ungeduld und von der Pflicht genötigt, möglichst schnell (brauchbare und messbare) Resultate vorzuweisen. Ein offenes, unberechenbares, auch risikobehaftetes Verfahren wird dabei öfters diskreditiert; Störendes wird vorab eliminiert und geglättet und im Glanz zum 'streaming' befördert. Es klebt an dieser äusseren Eleganz, zumal es wissenschaftliche Arbeit betrifft, ein Hauch von Dogmatismus. Und das ist verführerisch, modisch und 'modern'. Zweifel und Skepsis sind dort fehl am Platz, unerwünscht!

Wer hätte sich in der langen Geistesgeschichte bei der Frage nach der Bildung von Erkenntnis nicht um das wechselhafte Spiel von Empirie und Norm gekümmert! Am Ende seiner *Critik der reinen Vernunft* hat Immanuel Kant bemerkt, wie gerne er doch mit der "sich auf eigenen Flügeln wagen- den Vernunft" vorhergehen möchte – "vorübend (propädeutisch)".⁴ Wolf ist ihm zu dogmatisch, und er riskiert dann bald selbst in die 'Vernunft-Ecke' gedrängt zu werden. Dem ist schwer zu entkommen. Kant argumentiert hin und her, legt sich fest und sucht gleichwohl die Freiheit. "Die Idee bedarf zur Ausführung ein Schema, d.i. eine a priori aus dem Princip des Zwecks bestimmte wesentliche Mannigfaltigkeit und Ordnung der Theile."⁵ So erläutert er seine 'Architektonik', die er ja als "articulatio", als eine Gliederung des Ganzen im Gegensatz zu blosser Anhäufung einführt. Mit der Idee verhalte es sich so, dass "die Vernunft die Zwecke a priori aufgibt [= also befiehlt] und nicht empirisch erwartet".⁶ Auf diese Weise sieht er die Mannigfaltigkeit und Ordnung der Teile letztlich in eine "architectonische Einheit" münden: "um deren Verwandtschaft willen und der Ableitung von einem einigen obersten und inneren Zwecke, der das Ganze allererst möglich macht". Zufälligkeiten werden wegbedungen, und so, nur so, gelangt man zu dem, "was wir Wissenschaft nennen", wozu das Schema den "Umriss (monogramma)" und die Einteilung des Ganzen in Glieder liefert.⁷ Und noch einmal vergewissert er sich, dass dies "der Idee gemäß, d.i. a priori" geschehen muss.⁸

Kant begründet: "Niemand versucht es, eine Wissenschaft zu Stande zu bringen, ohne daß ihm eine Idee zum Grund liege." Und er schränkt dann nochmals ein, dass das anfänglich gegebene Schema sehr selten der Idee entspreche.⁹ Die Vorgänge des 'technisch Zusammensetzens' nennt er "rhapsodistisch" und benützt damit einen Begriff, mit dem nicht allzu lange zuvor

bei Hamann und Herder noch ganz andere, mehr zergliederte als geordnete, offene Welten apostrophiert wurden.¹⁰ Da standen dann schnell das Ordnen und das 'Bauen' als Optionen im Raum, ergänzt um das von Herder bemühte irritierende Bild: "Leßings Schwalbe, die nicht singen konnte, lernte bauen."¹¹ Wenige Zeilen zuvor hatte Herder noch gefragt: "Und warum wollen wir poetische zerstückte Glieder zum Körper bauen wollen"; und er antwortet und gibt klein bei: "lasset uns sie sammeln als Gelehrte, und als Philosophen auslegen, um eine Geschichte zu schreiben: wie aus der Poesie Prose, aus Malerei Schrift, aus Gesang Deklamation aus dem Tanz ein Schrittmaß geworden ist: damit wir aufhören zu dichten, malen, singen, tanzen und siehe da!" Und es folgt: "Leßings Schwalbe, die nicht singen konnte, lernte bauen." Da wird die Phantasie wieder gezähmt und in die Schranken gewiesen, wo doch gerade noch die Poesie als "Muttersprache des menschlichen Geschlechts" zelebriert wurde. Unvermeidbar!?

"Es ist schlimm", meint jetzt Kant, wie man aus dem zusammengesammelten "Bauzeug" so mühsam der "in uns versteckt liegenden Idee" zum Durchbruch verhelfen müsse, um dann endlich "ein Ganzes nach den Zwecken der Vernunft architektonisch zu entwerfen". Glieder und das Ganze! Weil dies alles aus "blossem Zusammenfluss", vorerst verstümmelt und erst mit der Zeit vollständig gebildet erscheint, kommen ihm die daraus gebildeten Systeme – eben doch – "wie Würmer" vor.¹² Also widmet er sich wieder dem Aufbau jener "Architectonik", die ja nun ganz offensichtlich aus dem gesammelten Stoff oder "aus Ruinen eingefallener alter Gebäude" erst noch gebaut werden muss.

Es verhält sich alles wie beim Aufbau einer Bibliothek! Die Metapher ist perfekt. Es verdeutlicht den immerwährend dynamischen Charakter der Bibliothek und den in ihr und durch sie stattfindenden – auch mal sehr "rhapsodistischen" – Wissensaufbau. Doch man darf unterstellen, dass es der Bibliothek oft besser gelingt, das zerstückelt Poetische und rational Geordnete nebeneinander zu belassen, das Singen und Bauen aufzunehmen und so den unterschiedlichen Linien des Denkens Raum und Richtung zu geben.

Doch dann zieht sich Kant auf den für ihn sichereren Boden, auf das grundsätzlichere Thema der Erkenntnis zurück, die ihm der Empirie überlegen erscheint: "Ich verstehe hier aber unter Vernunft das ganze obere Erkenntnißvermögen und setze also das rationale dem empirischen entgegen."¹³ Dem lässt er dann eher überraschend noch eine andere Gegenüberstellung folgen: "entweder historisch oder rational". "Die historische Erkenntniß ist

cognitio ex datis, die rationale aber cognitio ex principis."¹⁴ Kant lässt uns nicht im Zweifel; die ratio genießt bei ihm den Vorrang.

“Historisch oder rational”: aus der Perspektive des Historikers erscheint eine solche Gegenüberstellung wenig sinnvoll. Die Fakten – oder wie die Historiker (und Archäologen) später gerne sagen, die ‘Tatsachen’ – stehen der Historie als unabdingbare Grundlage zur Verfügung, und natürlich setzt sie alle Mittel ein, um diese zu überprüfen, Zusammenhänge und Vernetzungen festzustellen oder neu zu bilden: mit jenem Hang zur Systematik, der der Komplexität des untersuchten Gegenstandes angemessen und erträglich erscheint. Was ist das jetzt? Es gibt auch eine ‘Architektonik’, die sich aus diesem schon immer gegebenen und kaum auflösbaren Zusammenhang des Gegenstandes mit seiner Erklärung und Deutung (sinnvollerweise) – auch ohne den strengen Schematismus – bildet. Husserls Wunsch einer Wissenschaft “ohne alle indirekt symbolisierenden und mathematisierenden Methoden”, die doch “eine Fülle strengster und für alle weitere Philosophie entscheidender Erkenntnisse gewinnt”, ist nicht fern.¹⁵ Und für die Geschichte formuliert es Karl Jaspers so: “Geschichte ist in eins Geschehen und Selbstbewußtsein dieses Geschehens, Geschichte und Wissen von Geschichte.”¹⁶ Sein Diktum meint weit mehr als die im einzelnen Fall gewonnene Einsicht; es zielt auf geschichtliche Erfahrung und Erkenntnis insgesamt und deren exemplarischen Charakter. Da also zeigt sich das “Gewürme” in seinem herrlichsten Reichtum inneren Zusammenhangs und der Verknüpfung!

Dass Kants ‘Schemen’ Kritik entstehen würde, lässt sich gut nachvollziehen. Johann Gottfried Herder hatte nach Kants Rezension seiner *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* Anlass genug, in seiner “Metakritik” gegen Kants Ausführungen zu polemisieren. Wilhelm Traugott Krug nannte es “Vertilgungskritik”¹⁷, was da zwischen den beiden Königsbergern abließ und Herder formulieren liess:

“Der Schematismus reiner Verstandesbegriffe, wie ihn die Kritik will, ist, gleich ihren reinen Anschauungen und Denkformen a priori eine Bestandlose Dichtung. Schemen oder Schemate sind die trüben Hefen, von vergangenen Eindrücken dem Gedächtniß oder der Einbildungskraft auf dem Grunde zurückgeblieben, aus denen man jetzt solche und andre Gestalten wahrsaget; [...] wo aber ein Verstandesbegriff rein angegeben werden soll, müssen sie weg, diese dunkeln Schemate.”¹⁸

“Bestandlose Dichtung?” Blosses Wunschdenken. Oder eben doch ein probates Mittel, um in der Unordnung die Möglichkeit einer Ordnung zu erkennen und aus dem “Gewürme” behelfsmässig ein System zu bilden?

Spätestens hier ist die besondere Eignung dieser Parabel für den Fall der Bibliothek ersichtlich. In ihr ist jene permanente Suche und das 'aus den Ruinen ein neues Bauwerk zu bilden' – in der 'alten' Bibliothek konkret erfahrbar – auf ewig aufgetragen. Das Idee-Schema-Modell steht in der 'alten' Bibliothek mit ihrer räumlich-architektonischen Ordnung und der Aufstellung der Bücher in "armaria", menschlicher Proportion angepassten Schränken, bei aller gegebenen Unordnung und Bewegung als ordnender Rahmen stets vor Augen, wenigstens "interinalmente", wie es Paolo Maria Paciaudi – gegen das "manent immota" sibyllinisch versteckter Weisheit gesetzt – erklärt;¹⁹ vorübergehend, dynamisch eben – wie nun auch in Kants Flug, der "Critik der sich auf eigenen Flügeln wagenden Vernunft, welche vorübend (propädeutisch) vorhergeht". Er nennt es hier "im ächten Verstande Philosophie".²⁰

Idee/Schema! Der "bestandlosen Dichtung" Herders stehen die – an dieser Stelle bei Kant eher ungeordneten – Gedanken mitsamt ihrem Hilfsgerüst gegenüber, das bei permanenter Veränderung jenen gewissen Halt verspricht, den man ob der unüberbrückbaren Vielfalt ins Auge fassen kann und muss. Der 'Widerspruch' von Vorstellung und Wirklichkeit wird aufgelöst zugunsten einer Begegnung und einer Komplementarität, einer hoch zu schätzenden kulturellen Leistung der Bildung von Entsprechung und Verbindung; und er wird nicht durch Standards und Normen beseitigt, sondern mitsamt den Zweifeln und der notwendigen Skepsis als ständige Herausforderung des Erkenntnisvorganges mitgenommen und aufgehoben. Die 'Architektonik' bleibt durchaus eine vernünftige Option und passende Metapher; denn es wird schliesslich stets weitergebaut – mit Plan und Schema und gleichwohl mit jener Offenheit und jenem notwendigen Mass an Ungewissheit, die (auch) der Imagination eingegeben und ganz wörtlich 'angemessen' ist. Das Tun und das Machen und die ποιησις, die Poesie in ihrer tiefsten Bedeutung der Schöpfung von Neuem, finden zusammen.

So besehen passt die Kant'sche Darstellung dieses ewigen Konfliktes sehr wohl zum schwierigen Sachverhalt; die Zielsetzung, die Zwecke bleiben erhalten. Das 'Verfahren' bereitet den Weg 'dorthin'. Und Kant kann zu seinem Flug ansetzen, den er sich auf den letzten Seiten seiner *Critik der reinen Vernunft* offenhält, um dem Dogmatismus (Wolff) auf der einen und der blossen Empirie (Hume) auf der anderen Seite zu entkommen: "Der kritische Weg ist allein noch offen."²¹

Auf den Fall der Bibliothek angewandt heisst dies, dass sie gerade dann das neuerliche Stigma einer Einengung auf blosse Datenspeicherung

überwindet, wenn sie als Forschungsbibliothek die ständige Bewegung nicht nur registriert, sondern mitträgt und somit unmittelbar teilhat an jenem Prozess von Idee und Schema, Vorstellung und Wirklichkeit. Was passt besser zum Bild der (kantischen) Architektonik als jenes gebaute, physisch erfahrbare 'Gerüst' der Bibliothek, in dem sich der Nutzer – mit Simonides und Cicero von einem Ort aus – sehend und greifend orientiert und bewegt.

Kants Vergewisserung scheint all dies zu enthalten. Es bedarf und wird erneut der Deutung und Klärung bedürfen, auch wenn und gerade dann, wenn wie bei Kant der 'gesunde Menschenverstand' mit ins Spiel gebracht wird. Reinhold, der sich um die "Erkenntniß des reellen Wirklichen" bemüht und dabei das "Streben nach reinem Wissen" durch eine "blosse von der natürlichen Ueberzeugung als solcher ausgehenden Critik" zu erweitern sucht, formuliert dies so:

"Die kritische Philosophie setzt also um verstanden und wahr befunden zu werden, eine Denkart voraus, die in ihren Grundbegriffen durch Dogmatismus und Skeptizismus unverdorben – und im Wesentlichen von der ursprünglichen natürlichen Denkart des gesunden Menschenverstandes, als dem einzigen eigentlichen Fundamente jener Philosophie nicht abgewichen ist, oder doch sich an derselben wieder zu orientiren vermag."²²

Der Hinweis auf ein "einziges eigentliches Fundament" irritiert. Die Enge des Denkens verfolgt uns immer noch und immer wieder. Reinhold sah durchaus die Gefahr eines "neuen Dogmatismus" für den Fall, dass sich der "Criticismus als wissenschaftliche, eigentliche Philosophie" ausgeben würde. Doch das Risiko eines durch Selbstverschuldung eingeengten Denkens liegt beim Menschen selbst. Es bedarf des aufklärerischen Aufbruchs zum Wagnis des Denkens, des Gangs zum Selbstdenken.

Über einem der Zugänge zu unserer Bibliothek steht das horazische, von Melanchthon wie Kant verwendete "Sapere aude", wobei Melanchthon den Rückgriff auf die antiken Quellen miteinschliesst.²³ In Kants Antwort auf die Frage "Was ist Aufklärung?" in der *Berlinischen Monatsschrift* vom Dezember 1784 ist es zum "Wahlspruch der Aufklärung" aufgestiegen. Er beginnt dort mit der uneingeschränkten Feststellung: "Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit." Und er fügt zur Klärung hinzu: "Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen." "Selbstverschuldet" bezieht sich dabei auf den Mangel "der Entschließung und des Muthes": "Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!" Dies also ist der Wahlspruch der Aufklärung, die Ausdeutung des "Sapere aude".²⁴

“Selbstdenken” statt “Selbstverschuldung”! Wer annimmt, diese Aufgabe sei heute erledigt, täuscht sich gewaltig. “Faulheit und Feigheit”, so Kants Bezeichnung der Hindernisse, stehen bis heute im Wege. Wer sich auf Flügel wagt, erlebt auch jetzt den deutlichen Widerstand von verschiedenster Seite, meist verdeckt gemäss jener “Feigheit”, die Kant nebst der “Faulheit” in die Agenda der Verhinderer und Neider stellt. Die Anklage: Vermessenheit? ‘Hybris’? Doch der Wissensdrang, das “Sapere aude” ist stärker, die Not in jüngster Zeit vergrössert und Mut notwendig, mehr denn je!

Wagnis, Mut, “Audacia”²⁵, auch Verwegenheit begleiten offenes Denken, das zur Freiheit drängt ... und nicht Gewinnsucht, taktisches Feilschen und Anpassung um jeden Preis. Freiheit ist doch das ersehnte Ziel, das zu erreichen dem Willen aufgetragen ist. Herbart verweist ausgerechnet auf – den ‘Dogmatiker’ – Wolff, der sich vorwagt, um mit der gewonnenen Erkenntnis “voluptas”, also einen Genuss zu verbinden,²⁶ so wie ja schon immer Mathematiker – Archimedes’ Heureka im Gedächtnis – das Auffinden einer Formel als Glück, als “felicitas demonstrationum”,²⁷ im Einklang mit der Zielsetzung menschlicher Glücksfindung empfunden haben.

Kurzum, man solle sich auf die eigenen Flügel wagen und auch daran hat Kant – diesmal zu Beginn seiner *Critik der reinen Vernunft* – gedacht, dass nämlich das Erstrebte mitsamt der Freiheit zuweilen etwas ‘höher’ hängt: “Die leichte Taube, indem sie im freyen Fluge die Luft theilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, daß es ihr im Luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde.”²⁸ Also doch auch Poesie und singende Schwalben!

Blosses “Vernünfteln” hat Kant selbst mehrmals in Zweifel gezogen. Früh hat er manch einfachen Gedanken und moralischen Glauben auf dem Weg zu “wahren Zwecken” – “ohne Umschweife” über die Spitzfindigkeit des “Vernünfteln” gesetzt.²⁹ Und in der *Grundlegung der Metaphysik der Sitten* begibt er sich bei der Wegscheide von “Naturnothwendigkeit” und Freiheit “in practischer Absicht” auf den “Fußsteig der Freyheit”. Weder die subtilste Philosophie noch die gemeinste Menschenvernunft vermöge es, “die Freyheit wegzuvernünfteln”.³⁰

Was sich beim ‘Fliegen’ durchaus als Vorteil, wenn nicht gar als Notwendigkeit erweist, ist der Bezug auf Ort und Rahmen. Freiheit im geschützten Raum! Es schränkt das Denken nicht ein, am wenigsten jene “produktive Einbildungskraft”, der die Flügel von Natur aus angewachsen sind. Es stützt jene Vorstellung, die sich von einem Standpunkt ausgehend entwickeln und umso besser abheben kann. Fries nennt Kant den “glücklichsten aller

spekulativen Selbstdenker", weil er "statt des Dogmatismus oder Skeptizismus den Kriticismus einführte";³¹ er selbst suchte eine "anthropologische Theorie der Vernunft", liess 1807 eine *Neue Kritik der Vernunft* folgen, die dann in der zweiten Auflage 1828/31 die Präzisierung *Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft* trug.³²

Flug und Wagemut, es bleibt alles beim Menschen. Und dieser will sich der gegebenen Umstände und Bedingungen vergewissern, schafft sich den Rahmen und zieht die Kreise, wie es Sindbad in Claude Bragdon's *Frozen Fountain* tut. Ihm steht die Architektur als Gehilfe nah. Le Corbusier leiht ihm die "tracés régulateurs" und führt ihn zu seiner 'Architektonik'. "Only by schematization can multiplicity be resolved into unit and unity split up into multiplicity without itself being lost in the process."³³

Bragdon fügt seine Parabel ins Bild dessen, der nun also die Kreise zieht: "Sinbad protects himself by means of regulating lines." Einheit und Vielheit werden innerhalb des Kreises – im geschützten, geschlossenen Raum – miteinander vermengt und verbunden, so wie sich das beim Bibliotheksraum verhält, in dem sich eine beliebige Vielfalt in ein Ganzes fügt. Sinbad braucht den Schutz (Taf. VI). Und Lessings Schwalbe? In der Dämmerung der Sinnlichkeit hebt sie zum Fluge ab.

II.

DER WEG, BEWEGUNG, FLIEGEN ... UND DIE VERGLEICHUNG

So geschützt, besteht gute Aussicht, für den, der vorurteilsfrei zu spekulieren und zu fliegen wagt. Und welche Bibliothek hielte da nicht ein Bündel schönster Überraschungen bereit, die den Leser auf den Weg bringen, ihn davon wieder abbringen und auf einen neuen Pfad leiten. Man muss sich auf diese Empfehlungen einlassen. Von hier aus wird man auf verschlungenen Pfaden oder auf geraden Wegen weitergeführt. Kants Empfehlung "man solle schlechthin auf eine gewisse Weise verfahren" meint dies, den immer wieder neuen Weg aufzunehmen, um fortzusetzen und neu zu verbinden, was sich da schon abzuzeichnen begann. Der Weg, das Verfahren ist die 'Methode', die "via methodica" im Rahmen jener "practischen Vernunft", der ja stets ein Stück Gewissheit – und dies in zunehmendem Masse – beigemischt ist. Man muss sie erkunden, jene Wege, die Gewissheit verheissen, Verbindungen, 'Konjekturen' aller Art. Wer würde nicht zu solchen Mitteln greifen, die doch selbst in vermeintlich ab-wegiger Umgebung immer

auch Einsichten verheissen, wie es Henry More 1653 schon in einem Titel ankündigt: "Conjectura Cabbalistica or A Conjectural Essay of Interpreting the minde of Moses, according to a Threefold CABBALA: Viz. Literal, Philosophical, Mystical, or Divinely Moral." Eine Sphinx im Titel kann – wie bei Saccheri – ein mathematisches Versprechen einlösen oder wenigstens etwas Klärung bringen. Immer ist jene Aussicht mit von der Partie, die Kant der Empfehlung in seiner "practischen Vernunft" mit auf den Weg gegeben hat: "Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelte könne." Also doch! Kein Geschäft des Zufalls, sondern ein Weg, oder eben eine "via methodica". Es bedarf der Aussicht auf ein Ziel. Danach also sollte man "auf gewisse Weise verfahren". Es ist Aussicht und Versprechung und soll uns auf dem verwegenen freien Flug begleiten: "Die leichte Taube, indem sie im freyen Fluge die Luft theilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, daß es ihr im Luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde." Doch selbst dieser freie Flug bleibt auf den Boden bezogen. Es bleiben die Verbindungen, und sie müssen immer wieder neu hergestellt werden. Auf verschiedenste Weise ist dies möglich, wie das die in diesem Band zusammengeführten Aufsätze zeigen.

Entscheidend ist der Weg, die "via methodica" und die Radikalität und Entschiedenheit, die solchem Suchen eigen sein muss. Man ist dann unvermeidbar auf dem Gang zu den Quellen, und es gilt die Empfehlung des Arztes Galen, die Johann Winter von Andernach als Beleg notwendigen und unmittelbaren Zusammengehens von Empirie und vorhandener Kenntnis auf eine knappe Formel bringt und die sich als ganz besonders nützlich erweist: "ratio ex apparentibus consurgens". Das Ding, dessen Grund und Sinn, bietet sich als Ganzes an. Und mit dem gleichen umfassenden Zugriff führt hermeneutisches Forschen bis in alle Ecken und Enden hinein, zu allen Einzelheiten und stets im Blick auf das Ganze. Mittelbar spürt man auf diese Weise auch den Vorgängen der Wissensbildung nach, findet und bildet neue Verbindungen, was jemand wie Konrad Levezow 1834 in seinem Berliner Vortrag zur Hermeneutik wiederum als "ein nothwendiges, erklärendes Band zwischen Ideen und Formen", zwischen Vorstellung und Wirklichkeit formuliert. Das Verbinden ist Wesensmerkmal hermeneutischen Verstehens und bedient sich dessen, was die moderne Welt als 'tool' bezeichnet und in reichster Variation – als "configuratio", "collocatio" oder auch "figuratio in anima" – schon immer verfügbar war. In den Zeichen und in den Bezeichnungen schlägt es sich nieder wie in Vitruvs Dichotomie des "quod

significatur et quod significat" und wie in Saussures "signifié et signifiant". In den mathematischen Grundlagen der Begriffe von "medietas" und Analogie ist das alles angelegt. Und es entstehen daraus Ordnungs- und 'Wissenssysteme' – vom bewunderten Bücherschrank in Nürnberg, dem "groote Kast", dem "armarium", bis zu jenem "Système figuré des connoissances humaines", das d'Alembert der *Encyclopédie* 1751 vorausschickt (Taf. XVII), um dann 1829 von Giuseppe Sanchez in seinem *Sistema di Bibliografia* ganz konkret als Ordnungssystem der Bücher in Vorschlag gebracht zu werden.

Das "Verbindende" ist Instrument und Abbild innerer Ordnung. Claude Clément hat in seiner Bibliothekstheorie das Prinzip der "comparanda eruditio" betont und gleich nach der "utilitas publica" und der "ostentatio eruditionis" an dritter Stelle aufgeführt. Die "Vergleichung" bedarf deshalb einiger besonderer Überlegungen. Sie wird überall dort beobachtet, wo es um die Entstehung und Bildung von Erkenntnis geht. Aristoteles stellt die entsprechenden Abklärungen an den Beginn der *Metaphysik* und betont, dass es dabei nicht so sehr auf die einzelnen Elemente ankommt, die dank ihrer Ähnlichkeit verglichen werden, sondern auf das, was sich als das Ähnliche bildet und neu herausstellt. Es entsteht eine "allgemeine Annahme über das Ähnliche" (τῶν ὁμοίων ὑπόληψις, 981 a). Und dies gibt sich als etwas Neues.

Ein besonderer Aspekt von derlei Vorgängen – um Wissenschaft und besonders auch um Erkenntnis und deren Erklärungsnotwendigkeit – findet sich in Platons *Theaetetus* hervorgehoben. Die Urbestandteile, aus denen sich Begriffe, Namen bilden, liessen sich für sich genommen nicht erklären, erst in der Verbindung und Verflechtung werde dies möglich (202 a–b). Aber ohne Erklärung bestünde wohl keine 'Erkenntnis'. Sokrates führt diesen Gedanken in Platons Dialog fort und stellt fest, dass jene Urbestandteile nicht erkennbar wären, jedoch alle Arten von Verknüpfungen (συνλλαβαί; "complicationem enim nominum, esse orationis substantiam"; 202 e). Um das zu verdeutlichen, verweisen die Gesprächsteilnehmer auf die für sich allein genommen bedeutungslosen Buchstaben und Silben und verfolgen dann die Zunahme möglichen Verständnisses mit der zunehmenden "Komplikation" der Wortbildung und stellen umgekehrt fest, dass ein Zerlegen von Worten und Sätzen in die einzelnen Buchstaben zu keinem Verständnis führe. Nicht die Urbestandteile sind erkennbar, sondern lediglich die 'Namen'. Die "Verflechtung von Namen" sei "das Wesen der Erklärung" (202 b). Erkennbar sind also "Verknüpfungen"; sie sind als Vorstellungen demgemäss "vorstellbar". Und das 'Erklären können' steht für das Verstehen, womit ein Argument hervortritt, das dann auch Aristoteles in der

Metaphysik sagen lässt, das 'Lehren können' sei ein Ausweis und Zeichen des Wissenden (981 b).

Einer, dessen Aufmerksamkeit die zitierte Stelle im *Theaetetus* besonders weckte, ist Ralph Cudworth. Er liest in seinem postum erschienenen *Treatise concerning Eternal and Immutable Morality* Platon gemäss seiner Akzentsetzung so, dass erst über die Sinne hinaus und in deren Überwindung der Intellekt zur Vergleichung findet und daraus zur Erkenntnis gelangt.³⁴ "Essence, Identity, Diversity, Unity, Duality, Similitude, Dissimilitude", derlei Begriffe sind der "Soul" allein in die Kompetenz gegeben; Cudworth spricht dabei von deren "Active Power" und erinnert im Grunde genommen an das alte Konzept des "intellectus agens".³⁵

Kein zentrales Problem der Erkenntnistheorie ist hier übersehen. Cudworth folgt auch begrifflich der 'Leib-Seele-Problematik'! Und diese ist omnipräsent und letztlich im Wissensraum der gebauten Bibliothek unmittelbar 'greifbar'. Schliesslich beginnt man – wie schon Aristoteles – bei der Sinneswahrnehmung. Und weil sich die Sinneswahrnehmungen von unseren 'seelischen Bewegungen und Möglichkeiten' – ausser über Modelle und 'Schemen' – kaum sauber trennen lassen, gibt es eine Vielfalt entsprechender Erklärungen, die aus dieser Verquickung Nutzen ziehen. Früh sind so nebst den 'rein philosophischen' Elementen anthropologische und psychologische Gesichtspunkte in den Vordergrund getreten und ist deren Berücksichtigung als notwendig aufgefasst worden. Im *System der Philosophie als evidente Wissenschaft* (1804) führt dies Jacob Fries, der damalige Privatdozent in Jena, zu einer "Theorie der Verbindung", die in der "Bestimmung der Vernunft durch den Sinn" grundgelegt ist.³⁶ "Das oberste Gesetz der Sinnlichkeit ist", so Fries, "dass alle Anschauungen gegebener Gegenstände nur einzelne, zufällige Anschauungen eines durchgängig Mannigfaltigen sind, welche keine Bedingung der Vollendung in sich enthalten."³⁷ Also muss etwas Andersartiges dazukommen. Fries stülpt die "spekulative Vernunft" über diese Mannigfaltigkeit und verwandelt sie in eine "objektive und nothwendige Einheit".³⁸ "Wechselwirkung alles materialen Bewusstseyns mit dem ursprünglichen formalen." Die "spekulative Vernunft" ist somit in diesen Prozess eingebunden, vermittelt zwischen Mannigfaltigkeit und Einheit, zwischen "materialen" und formalen Gesichtspunkten. Es "entstehen Formen der objektiven synthetischen Einheit als konstitutive Principien der Möglichkeit der Erfahrung [...]".³⁹ Anschauung und logisches Denken müssen zusammenfinden, führen zur Hoffnung auf "reine Anschauung" und "reine Formen derselben".

Die Wege, die in der "Erkenntnis des reellen Wirklichen" vorgezeichnet sind, sind verschlungen. Dabei war doch der Ausgangspunkt, die erste Beobachtung so einleuchtend: "Wir fanden gleich bei der Betrachtung der äusseren Sinnesanschauungen eine gewisse vereinigende Anschauung, durch die wir eigentlich erst die Vorstellung der Dinge ausser uns erhalten, welche nicht in der Empfindung erhalten ist, sondern allen Empfindungsweisen zugleich zugrunde liegt, und macht, dass wir durch die eine und andere denselben Gegenstand erkennen."

Einmal mehr stellt sich der Prozess als der einzige gangbare Weg dar, will man denn die Erfahrung nicht enttäuschen, sondern sie nutzen. Fries spricht von der mathematische Synthese, die "Zusammensetzung, Kombination" bildet und sich über die Mannigfaltigkeit stellt.⁴⁰ Und so wie Sinneseindruck und 'Einsicht' sich im Nu verbinden, so findet Herbart in der Sprache die verbindende und vergleichende Kraft. "In der Sprache liegen die Conjunctionen als Formen der Gedanken-Verknüpfung", formuliert er in seinen *Psychologischen Untersuchungen*. Er fasst es zusammen und liest es – einfacher – aus der Tradition der Erklärung der "Erkenntnisbegriffe" heraus, die aus der "inneren Construction einer Vorstellungsmasse" entstehen.⁴¹

Man bleibt mit Fragen und dem Verweis auf die eigenen Erfahrungen und Einsichten zurück. Es verhält sich genauso mit der Bibliothek, die sich mit ihrer 'ostentatio eruditionis' zwar anbietet, aber keinerlei voreilige Standardlösung aufdrängt, stattdessen das Nachforschen erst eigentlich herausfordert und ermöglicht.

III.

DAS GANZE – UND DIE TEILE – DER FORSCHUNGSBIBLIOTHEK: EINE SACHE DER KUNST

Wir bleiben auf den Weg stetiger Veränderung, aber auch möglicher Orientierung verwiesen. Das "auf eine gewisse Weise Verfahren" Kants trägt die Aussicht – und die Verpflichtung – weitreichender Verbindlichkeit in sich mit und schafft Verbindungen. Und so verhält es sich mit allen Optionen und ihren hinterhergeschickten philosophischen, anthropologischen oder psychologischen Begründungen. Aus den 'Konjunktionen' und Verbindungen entsteht stets auch etwas Neues. Und ganz besonders sind derlei Bewegungen in einem Bibliotheksraum erfahrbar, wo sich gleichsam vor unseren Augen das Zusammenspiel des "mundus sensualis" und der "imaginatio"

abspielt. Je mehr man diesen Zusammenhang erfährt und einsieht, umso mehr bemerkt man: man ist auf dem Weg zum Ganzen.

Goethe bemerkt, dass "zerstreute Erfahrung" nicht zielführend sei und wie das "Räsonnement" ins "Subtile und Spitzfündige" abgleiten könnte. "[...] ob eine Idee daraus entspringen wolle, wenn sie sich nicht gleich von Anfang dazu gesellte."⁴² Man ist noch nicht am Ziel angelangt. Goethe wendet sich der Kunst zu, wo ein "vollendeter Kreis" sich schneller abzeichnet. Es führt zur Feststellung: "Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft."⁴³ Auch, weil die Wissenschaft uns im Unterschied zur Kunst "gränzenlos" erscheint.

Eine genauere Erklärung folgt: "Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück; so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten." Er denkt dabei keineswegs an irgendein überschwängliches Phantasiegebilde und nennt stattdessen gleich all die Beweggründe und Befähigungen, die zu einem Kunstwerk führen: die "Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen": "Nichts kann entbehrt werden zu lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sey, entstehen kann."⁴⁴ Diese 'Gesamtheit' erst führt zum Ganzen. Ihm ist der Zusammenhalt vordringlich. Der Bewunderer der Musik Johann Sebastian Bachs muss die Frage "Ist die Musik nun intellektuell oder ekstatisch?" nicht beantworten; es kommt auf die Verquickung dieser Aspekte an. Und Gustaf Britsch, um nur dieses Beispiel zu erwähnen, leitet seine *Theorie der bildenden Kunst* 1926 mit der Feststellung ein, "daß die entscheidende Tatsache für das spezifische Wesen der künstlerischen Tätigkeit die unmittelbare geistige Verarbeitung der Erlebnisse des Gesichtssinnes ist". Wie andere Kritiker der Anfangszeit 'moderner Kunst' kommt er auf die "Anfänge der kindlichen Geistestätigkeit" zu sprechen, für die dieser Zusammenhalt erwiesen erscheint.⁴⁵ Herwarth Walden hatte es auf den Punkt gebracht: "Das Volk und das Kind sieht. Der Gebildete sieht nur noch das Ideal, das nicht zu sehen ist."⁴⁶ Sehr schnell, zu schnell hat man sich der rhetorischen Formel des "docti rationem intelligunt, indocti voluptatem" genähert.

Das Ganze, auf dessen Suche wir sind, ist nicht jener homogene Gesichtseindruck, der uns einen Moment lang verblüfft. Der gesamte Wirkungszusammenhang drängt sich auf, ein komplexes Ineinander-Finden verschiedenster Teile, die deshalb ein Ganzes bilden, weil diese aufeinander bezogen und miteinander verbunden sind und deren 'Differenz' gerade deshalb zum Vorschein kommt, damit sie artikuliert und einbezogen werden kann.

Das Prozesshafte ist entscheidend. Und Hegels Satz – und Nachsatz – bleibt verbindlich: "Das Wahre ist das Ganze. Das Ganze aber ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen."⁴⁷

In der gebauten Bibliothek steht zwar der unmittelbare Gesichtseindruck als Erstes im Raum, wiederum in Entsprechung einer rhetorischen Einsicht gemäss Quintilians "sub oculis subiectio". Doch der Prozess jener unaufhörlichen Bewegung ist ins Ganze gesetzt. Man bedient sich all der Hilfestellungen, der "auxilia", von der Lull'schen Kombinatorik bis zu Hans Drieschs *Ordnungslehre*, um des Ganzen habhaft zu werden. Stets auf dem Weg, 'im Prozess', wie es Friedrich Schlegel beschreibt: "Wollt Ihr zum Ganzen, seid Ihr auf dem Wege dahin, so könnt Ihr zuversichtlich annehmen, Ihr werdet nirgends eine natürliche Gränze finden, nirgends einen objectiven Grund zum Stillstande, ehe Ihr nicht an den Mittelpunkt gekommen seid."

Diesen Mittelpunkt versteht er als "Organismus aller Künste und Wissenschaften", nennt ihn behelfsmässig "Encyclopädie", weil er damit eben nicht nur die Fülle alles Wissenswerten, sondern deren Ganzheit als Organismus, wofür die Kreisfigur steht, begreift; Alles ist 'bewegt', somit stets der Veränderung und Ergänzung ausgeliefert. Das Ganze ist kein Sammelbecken, sondern das, was unaufhörlich aus den kapillaren Strukturen an neuen Einsichten und Erkenntnisse herausquillt. Das Ganze ist gleichzeitig das Beständigste und das am meisten, unaufhörlich Bewegte. In der Bibliothek findet diese Vorstellung ihr Korrelat, gleichzeitig das bestgeeignete Instrument für deren Umsetzung und Verständnis. Und der Weg ist die bedeutendste Metapher dieses Prozesses, dessen Bilder und Beispiele grenzenlos sind. Der erste Satz aus Dantes *Divina Comedia* ist – gerade wegen der gleich vergegenwärtigten Schwierigkeiten und Risiken – im wahren Sinn 'wegweisend':

"Nel mezzo del camin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura;
Che la diritta via era smarrita [...]"

IV.

AUSSICHTEN UND ZIELSETZUNGEN

Der heutige Wissenschaftsbetrieb favorisiert 'Daten', 'Fakten', alles Zähl- und Messbare. Doch hier beginnt ja erst eigentlich die Arbeit, die Erschließung der Beweggründe, die Entschlüsselung all der Umstände, all dessen, was wenigstens in die Nähe der zugrundeliegenden Einsichten und Erkenntnisse führt.

Der Vorteil einer – der Sinneswahrnehmung unmittelbar zugänglichen, weil physisch vorhandenen – Forschungsbibliothek liegt darin, dass diese Wege in Aufbau und Anordnung einer Bibliothek, in den erstellten und sichtbaren Vergleichen und Verbindungen bereits angelegt sind. 'Aufbau und Anordnung einer Bibliothek', dies wird in der digitalen Welt meist verleugnet, die sich stattdessen auf beliebige neue Vernetzungen im unübersichtlichen, unendlichen Meer von Daten verlässt und keine Mühe scheut, diese Haufen täglich noch grösser werden zu lassen.

Wer umgekehrt auf die schon immer in ganz präzise abgewickelten und überblickbaren Räumen gestaltete Wissenswelt als Grundlage vertraut – nicht blindlings, sondern in kritischer Distanz – und darauf aufbaut, kommt in den Vorzug der Erfahrung und des Gebrauchs all jener Mittel und Instrumente, die längst entwickelt und beschrieben worden sind.

Eine auf diese Weise auf der Grundlage der "comparanda eruditio" aufgebaute Bibliothek ist natürlich wie üblich über elektronische Mittel zugänglich; diese dienen der Identifikation und Auffindbarkeit des einzelnen Buches. Doch durch die interne, erweiterte, über inhaltliche Ähnlichkeiten bewirkte Vergleichung und Vernetzung entwirft und baut sich die Bibliothek zusätzlich einen 'Mikrokosmos', in dem all diese Elemente nicht nur enthalten, sondern in Bewegung und aktiviert sind. Bei den notorisch komplexen, häufig aus unterschiedlichen Teilen zusammengefühten Quellentexten und 'Alten Drucken' wird erst auf diese Weise ein für die einschlägige Forschung zusätzliches, hilfreiches Instrument gebildet. Es beginnt bei der Aufstellung der Bücher, die entsprechende Gruppen – in neuer Bibliothekssprache 'Ontologien' – berücksichtigt, abbildet und dem Nutzer mitsamt zusätzlichen Instrumentarien zur Verfügung stellt. Die Vitruvausgaben stehen so beispielsweise im selben "armarium" oder Schrank und vereinfachen die (Such-) Arbeit des Nutzers.

Die zu Beginn zitierte, häufig an uns gerichtete Frage: "wie macht man eine Bibliothek" – und das Korrelat Raymond Roussels *Comment j'ai écrit*

certaines de mes livres –, führt also in überzeugender Weise zu jener einfachen Kant'schen Antwort: "man solle schlechthin auf eine gewisse Weise verfahren". Und wir wissen, dass hier im Kern durchaus Verbindlichkeit gefordert und das Wahre und das Ganze angestrebt bleibt. Was in den in diesem Buch folgenden, selbst miteinander verbundenen und öfters sich überlappenden oder wiederholenden Teilen dargelegt ist, lässt auch erkennen, wie mühsam der Weg zu einer offenen und lebendigen Bibliothek ist.

- 1 Um allen möglichen Missverständnissen gleich vorzubeugen, sei hier präzisiert, es handelt sich nicht um eine Anleitung zum Bücherkauf, wie das H. B. Wheatley unter dem Titel *How to form a Library* (London: Elliot Stock, 1886) angestrebt hat und auch nicht um einen weiteren Beitrag in der Rubrik Bibliotheksarchitektur. Viel näher kommen da schon Kants Architektonik und seine zahlreichen Metaphern des Bauens, deren er sich in seiner *Critik der reinen Vernunft* ausgiebigst bedient.
- 2 Cf. Albertus Magnus, *De anima. De intellectu*, Venedig: Raynaldus de Novimagio, 1481, Fol. q 1 verso.
- 3 Die Referenz dazu findet sich in dem später häufig zitierten Buch: Claude Clément, *Musei, sive Bibliothecae tam privatae quam publicae Extractio, Instructio, Cura, Usus, Libri IV*, Lyon: Jacob Prost, 1635, S. 2–33 (mit der Erörterung der acht "varii fines" der Bibliothek von der Öffentlichkeit, der Zurschaustellung der Bildung, der Vergleichung bis zur "magnificentiae ostentatio" und der "nobilium ingeniorum consecratio").
- 4 Cf. Immanuel Kant, *Critik der reinen Vernunft*, Riga: Johann Friedrich Hartknoch, 1781, S. 850.
- 5 Id., S. 833.
- 6 Id., S. 833.
- 7 Id., S. 833.
- 8 Id., S. 834.
- 9 Id., S. 834.
- 10 Hamanns *Aesthetica in nuce* (1762) trägt den Untertitel "Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prose". Zu der darauf bezogenen frühen Schrift Herders, "Dithyrambische Rhapsodie über die Rhapsodie kabbalistischer Prose", vgl. Textedition und Kommentare von Ulrich Gaier in: Johann Gottfried Herder, *Frühe Schriften 1764–1772*, Ulrich Gaier (Hg.), Werke in zehn Bänden, Bd. 1, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1985, S. 30–39, S. 819–823; zuvor die mittelnde Situierung Herders zwischen "irrationalistischer Ergänzung Kants" und "rationalistischer Ergänzung Hamanns" sowie die Stellenkommentare S. 877–917.
- 11 Cf. Herder/Gaier 1985, S. 33.
- 12 Cf. Kant 1781, S. 835.
- 13 Id., S. 835.
- 14 Id., S. 836.
- 15 Cf. Edmund Husserl, *Philosophie als strenge Wissenschaft*, in: *Logos I*, Tübingen: Mohr, 1910/11, S. 289–341, hier S. 341.
- 16 Cf. Karl Jaspers, *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*, München: Piper, 1949, S. 290.
- 17 Cf. Wilhelm Traugott Krug, *Kalliope und ihre Schwestern. Ein ästhetischer Versuch den Manen Kant's und Herder's zur Feyer ihrer Versöhnung in der Unterwelt geweiht*, Leipzig/Züllichau: Darnmannsche Buchhandlung, 1805, S. xi.
- 18 Johann Gottfried Herder, *Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft, Erster Theil*, Leipzig: Johann Friedrich Hartknoch, 1799, S. 300–301.
- 19 Auch Paciaudi wird in diesem Buch häufig bemüht: cf. Paolo Maria Paciaudi, *Memoria ed Orazione [...] intorno la Biblioteca Parmense*, Parma: Bodoni, 1815, S. 61.
- 20 Cf. Kant 1781, S. 8.
- 21 Cf. Kant 1781, S. 856.
- 22 Cf. C. L. Reinhold, *Sendschreiben an J. C. Lavater und J. G. Fichte über den Glauben an Gott*, Hamburg: Friedrich Perthes, 1799, S. 135.
- 23 Cf. Edgar Thaidigsmann, "Sapere aude!" Aufklärung und Theologie bei Melanchthon und Kant, in: *Zeitschrift für Theologie und Kirche*, Vol. 111, Nr. 4, Dezember 2014, S. 389–415.

- 24 Cf. I. Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift. 1784, Zwölftes Stük. December, S. 481–494, hier S. 481.
- 25 Die "Audacia" ist das Motto – und die 'Schutzgöttin' – Cesare Cesarianos bei seinem schwierigen und höchst anspruchsvollen Unterfangen einer ersten italienischen Ausgabe Vitruvs; vgl. dazu die Studie: Werner Oechslin, Audacia. Cesare Cesarianos Wagemut. Die in eine "Theoricale figura" gefasste "Idea Geometricae Architectonicae", Basel: Colmena, 2022.
- 26 Cf. Herbart, Zur Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens. Briefe an Herrn Professor Griepenkerl, Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung, 1836, S. vii.
- 27 Cf. Ioseph Scaliger, Cyclometrica Elementa Duo, Leyden: Plantin, 1594, Widmung, o. S. [Fol. 4r].
- 28 Cf. Kant 1781, S. 5.
- 29 Cf. Immanuel Kant, Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik, Riga und Mietau: Johann Friedrich Hartknoch, 1766, S. 127.
- 30 Cf. Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten [1785], Riga: Johann Friedrich Hartknoch, 1786, S. 114–115.
- 31 Cf. Jacob Fries, System der Philosophie als evidente Wissenschaft, Leipzig: Johann Conrad Hinrichs, 1804, S. 28.
- 32 Cf. Jacob Friedrich Fries, Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft, Zweyter Band, Zweyte Auflage, Heidelberg: Christian Friedrich Winter, 1831, S. vi (Vorrede).
- 33 Cf. Claude Bragdon, The Frozen Fountain, New York: Alfred A. Knopf, 1932, S. 36.
- 34 Cf. Ralph Cudworth, A Treatise concerning Eternal and Immutable Morality, London: James and John Knapton, 1731, S. 101.
- 35 Id., S. 102.
- 36 Cf. Fries 1804, S. 212.
- 37 Id., S. 213.
- 38 Id., S. 213.
- 39 Id., S. 219.
- 40 Id., S. 217.
- 41 Cf. Johann Friedrich Herbart, Psychologische Untersuchungen, Zweytes Heft, Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung, 1840, S. 171–173.
- 42 Cf. Johann Wolfgang von Goethe, Zur Farbenlehre. Zweyter Band, Zweyten Bandes erste Abtheilung, historischer Theil, Wien: Geistinger, 1812, S. 117.
- 43 Id., S. 118.
- 44 Id., S. 119.
- 45 Cf. Gustaf Britsch, Theorie der Bildenden Kunst, München: Bruckmann, 1926, S. 17.
- 46 Cf. Herwarth Walden, Einblick in Kunst. Expressionismus. Futurismus. Kubismus, Berlin: Der Sturm, 1917, S. 9. – Vgl. Werner Oechslin, "Quantum homini licet": 'Aesthetik' zu heilsgeschichtlichen Bedingungen, in: Sebastian Schütze (Hg.), Estetica Barocca. Atti del convegno internazionale tenutosi a Roma dal 6 al 9 marzo 2002, Rom: Campisano Editore, 2004, S. 61–87.
- 47 Cf. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, System der Wissenschaft, Erster Theil, die Phänomenologie des Geistes, Bamberg/Würzburg: Joseph Anton Goebhardt, 1807, S. xxiii.